L 16 17

Das Zeichnen

als ein

aesthetisches Bildungsmittel,

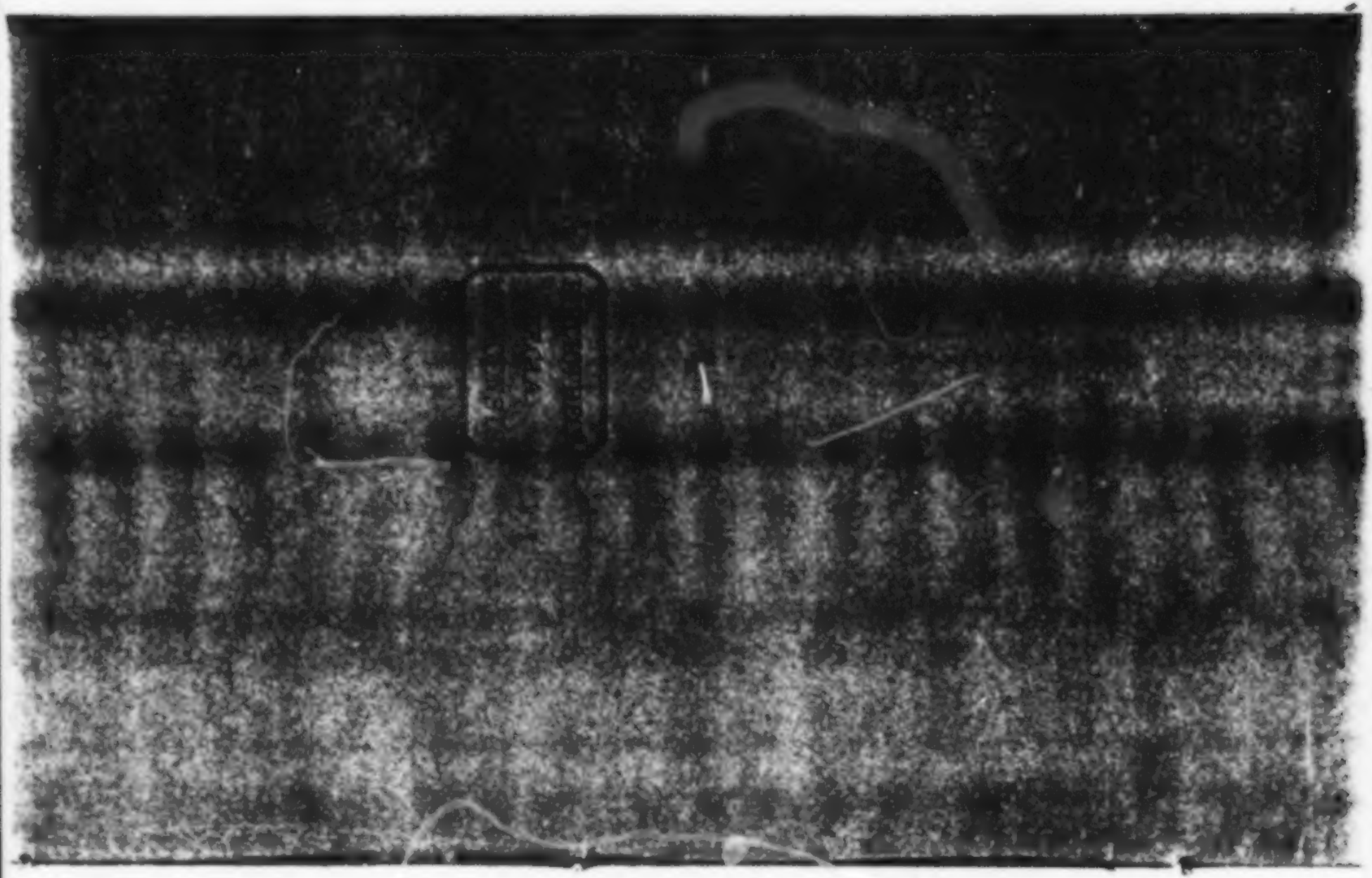
vorzugsweise

für die

Erziehung des weiblichen Geschlechtes.

A. Schrödter.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
1847



wei Richtungen ſind es, in welchen der Strom des Lebens treibt, und nach denen wir unſere Thätigkeit entwickeln müſſen, die eine bietet uns unterbrochenen Streit mit der Nothwendigkeit und den unvermeidlichen Uebeln, — die andere aber die Gewinnung des Angenehmen, den Genuß des Schönen. Jene verfolgen wir gezwungen, dieſe aus ſtetem innerem Drange.

Im Familienleben übernimmt der Mann naturgemäß die erſtere Richtung als ſeinen Theil; es iſt ihm Bedürfniß und Genuß, Gewalt einzuſetzen und Leben und Güter den Gefahren abzuringen; ja ſelbſt ſeinen Wohlſtand genießt er behaglicher, wenn er ihn erkämpft hat; — während die Frau ihren Stolz und ihre Befriedigung darin findet, durch Lieben; und anmuthiges Walten die eiſerne Gewalt zu beſiegen und ſich unterthan zu machen. Auf dieſem Felde, von nicht minderer Bedeutung und Größe als dasjenige, welches der Mann beherrſcht, iſt die Thätigkeit der Frau in hohem Grade in Anſpruch genommen, und ihre Fähigkeit und Bildung müſſen allerdings nicht gewöhnlich ſein, wenn ſie ſegensreich in ihrem Kreiſe wirken will.

Die Frau ist das milde Gestirn am häuslichen Himmel, von dem aus sich Wärme und Anmuth in allen Radien verbreiten, in dessen Strahlen sich Alles verschönt und verfeinert, und das Gemeine nicht aushält. Sie ist die Ordnerin des Hauses und schmückt und ziert es unablässig mit seinem Sinn; sie stellt Harmonie und Gleichmaaß her, damit die Familie wie die Besuchenden sich wohl fühlen und die Anwesenheit guter Sitten unwillkührlich empfinden; — sie wird Plumpheit und Geschmacklosigkeit fern halten und immer bemüht sein, eine vollkommene Harmonie mindestens in ihrer äußeren Umgebung aufrecht zu erhalten.

Das ist wenigstens ein bedeutungsvoller Theil ihrer Lebensaufgabe, dessen Erfüllung ihr die Verehrung und Huldigung sichern muß, welche eine jede Frau gern in Anspruch nimmt, — dessen Wichtigkeit und Umfang leider aber auch weit mehr verkannt wird, als man nach dem hohen Standpunkte des heutigen socialen Lebens erwarten sollte. Und wo jene schöne Pflicht und Aufgabe der Frau anerkannt wird, da ahndet man doch nur unklar, daß diese zu wecken und zu bilden sei, daß die Erziehung allerdings dahin einwirken könne, ja noch mehr: daß sie es müsse.

Die Neigung für Harmonie, der Geist für Takt und Sitte, sowie das Talent zum Schmücken und Verschönern sind dem weiblichen Geschlechte ohne Zweifel angeboren, hier in geringerem, dort in höherem Grade; und darum können sie auch unzweifelhaft ausgebildet und vervollkommnet werden, nicht weniger als alle anderen geistigen Güter. — Es wird gewaltig viel in der Musik dilettirt und gesungen, und vielleicht eben so viel gezeichnet, aber wie es scheint nur in der Absicht, einige Fertigkeiten zu erringen, vermittelst deren man sich in müßigen Stunden amüsiren könne. Nun werden allerdings diese Uebungen zu dem Endzweck der Erholung und des Vergnügens getrieben, allein ihre tiefere, wahre Absicht ist damit keineswegs erschöpft, welche vielmehr dahin gehen muß, durch diese Studien den weiblichen Geist überhaupt zu bilden und ästhetisch zu durchdringen, unbekümmert, ob die eine oder die andere Uebung zur Virtuosität ausgebildet worden. Die Grazien wohnen nicht in den Fingerspitzen, noch in der Kehle, sondern

ſie entwickeln ſich erſt in der Geſammtaufnahme und in der verſtändigen Auffaſſung und geiſtigen Pflege der Poeſie, der Muſik und der zeichnenden Künſte. — Durch Uebung guter Muſik wird ſich unwillkührlich ein geiſtiger Rhythmus und Harmonie in die Seele ſenken, — die plaſtiſchen Künſte müſſen das Gefühl für ſchöne Formen und Ebenmaaß ausbilden und die Poeſie die Bildung des Herzens und des Geiſtes bewirken und vollenden. Nur aus der wohlbegriffenen Geſammtheit dieſer Potenzen kann eine vollkommen harmoniſche weibliche Bildung hervorgehn, und — iſt die Leitung eine vernünftige und grundſätzliche, ſo dürfte ſchwerlich zu befürchten ſein, daß die Hingebung an ſolche Studien zu ſentimentalen Auswüchſen führen werde; ſie müſſen im Gegentheil ſchützen gegen Anwandlungen kränklicher Richtungen, indem ſie Aechtes von Unächtem und Naturwidrigem unterſcheiden lehren.

Eine Frau, deren Sinn für noble Formen und Farbenzuſammenſtellungen ausgebildet iſt, wird ſelten Mißgriffe in ihrer Toilette machen, ſchwerlich Farben anlegen, die entweder ihrer Figur oder ihrem Teint ſchaden. Ihre Zimmer werden immer in ſolcher Weiſe geordnet und geſchmückt ſein, daß jeden Beſchauer Wohlbehagen anwandeln muß; die Stimmung des Eintretenden bildet ſich unwillkührlich nach dem Geiſte, welcher ſichtbar in den Räumen ſchafft und ordnet, und er regelt unbewußt ſein Benehmen gegen die Hausfrau darnach. Sieht er ſich von kahlen Wänden umgeben, welche dem Auge nur armſeligen Reiz gewähren, — iſt keinerlei Liebe für den Ort, für ſinnige Anordnung ſichtbar, oder doch nur unbeholfene, verfehlte Verſuche dazu, — ſo iſt der unwillkührliche Schluß auf ein entſprechendes Gemüth und eine mangelhafte Bildung gewiß natürlich und gerechtfertigt. — Ein Aufwand von Luxus und prächtigen Stoffen ohne geſchmackvolle Anordnung, ohne feinen Sinn für Farbenkontraſte kann uns auf Augenblicke überraſchen, wird uns aber kalt laſſen und eben kein Präjudiz für die Liebenswürdigkeit, wenn auch für den Reichthum der waltenden Frau erlauben.

Wie viel und mit wie großem Rechte wird darauf gehalten, daß ein Mädchen, eine Frau ſich geſchmackvoll kleide? — Das Weib will ſtets Wohlgefallen, durch ihre äußere Erſcheinung mindeſtens ebenſoſehr wie durch ihre geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften, erwecken;

das ist ein Naturzug, dem sich keine Frau oder nur eine verkehrt erzogne entwinden kann. Man sollte meinen, diese so lange getriebene und so allgemein geübte Kunst müsse bereits Gemeingut und zur höchsten Perfektion gebracht sein; aber weit gefehlt! In keiner wird so grauenvoll gepfuscht und gestümpert, als in dieser, die doch jedenfalls älter als alle übrigen ist, — und mit Schmerz sieht das Kennerauge manche herrliche Figur einer geschmacklosen, raißglückten Garderobe erliegen!

Gerade die Mode, diese unbegreifliche Macht der Erde, durch die man sich verschönern, angenehmer machen und theilweise Erziehung beurkunden will, sie ist es, die dem passenden und geschmackvollen Anzug in der Regel widerstrebt und ihn verdirbt; — denn man scheuet weit mehr einen Verstoß gegen diese unerbittliche Tyrannin zu begehen, als dem eigenthümlichen Bau seines Körpers Eintrag zu thun; man schmückt sich eifrig nach der Mode und nicht nach dem Wuchse seiner Figur, immer modern, aber selten im wahren Verständnisse und Interesse von Wuchs und Farbe. Da ereignet es sich denn freilich häufig, daß sehr wohl proportionirte Gestalten einen lächerlichen oder gar keinen Effekt machen, trotz der modernsten Garderobe und Tournüre — weil die Damen nicht genug Phantasie und Bildung hatten, die passenden, geschmackvollen Artikel der Mode herauszusuchen und anzulegen.

Beim Ordnen des Hauptes aber, welches doch der Sitz der höchsten geistigen wie sichtbaren Anmuth, der offene Index des Characters, seiner Richtungen und Schwächen ist, sollte eine ästhetische Bildung und ein dadurch erlangtes freies Urtheil ganz besonders obwalten und in Anwendung gebracht werden. Die Darstellung des Haarbaues z. B., seine Form, sein Schmuck ꝛc. ist nur in wohlverstandenem Einklang mit dem Bau des Schädels, der Augenbrauen, der Ohren, wie mit dem des ganzen Körpers vortheilhaft und schön zu erreichen. — Dasselbe organische Gesetz, das überall in der Natur die Fülle von Harmonie hervorbringt, sucht seine Anwendung allerdings bis in die künstliche Ornirung des Menschen, bis zu der versteckten Rosenknospe im Haar. Eine Pflanze, welche die Tendenz des schlanken Aufsteigens hat, besitzt dieselbe und hält sie consequent fest in allen Theilen, und darum ist sie harmonisch schön. Wenn aber eine schlanke, langgewachsene Dame, deren äußere

Erscheinung unzweifelhaft die Tendenz des Aufsteigens hat, sich Ausbauschungen in die Breite affixirt und besonders Haar, Schleifen, Bänder ꝛc. weit herausbaut, so wird sie schwerlich eine harmonische Wirkung, schwerlich einen schönen Effekt erreichen.

Toilette und Garderobe spielen bei der weiblichen Welt eine zu wichtige Rolle und nehmen einen zu bedeutenden Theil ihrer Zeit und ihrer Gedanken in Anspruch, als daß ein Versuch, sie auf tüchtige Grundsätze zu bauen und auf verständige Weise zum Object der ernsten Erziehung zu machen, müßig oder lächerlich genannt werden dürfte. Sie sollten nicht blos als Dienerinnen der Eitelkeit und Gefallsucht betrachtet werden, sondern als eine freie Exposition seiner Sitte und guten Geschmackes. Ein vernachlässigter Anzug ist sicherlich kein Zeichen gesunder Naivetät oder eines schlichten Charakters; und so gewiß es ist, daß wohlgebauete Mädchengestalten sich durch überladenen Putz entstellen können, ebenso sicher ist es, daß Einfachheit sich gar wohl mit feinem Geschmack und Eleganz verträgt.

Eine wohlgebildete und geschmückte Frau ist wie eine schöne natürlich entfaltete Blume, in Duft und Farbenreiz, im bunten wie im grünen Kleid jedes Auge erfreuend; während geschmacklose Anzüge und widrige Farben immer mehr oder minder den Eindruck von papierenen oder künstlich verfertigten Blumen machen, die weder aufgesucht noch gepflückt werden!

Der Zeichnen Unterricht, wie er im Allgemeinen geübt wird, dürfte weit entfernt sein, sich die Aufgabe zu stellen, welche vorhin schon theilweise angedeutet worden und welche allein einen praktischen Nutzen darbietet; er geht faktisch nur darauf hinaus, den Schülern einige *Fertigkeiten* beizubringen. Allerdings will die Hand, die Technik geübt werden; das Auge muß erzogen werden im scharfen Auffassen von Proportionen, der Schüler muß in den Besitz der Mittel kommen, durch welche er *Formen* überhaupt darstellen kann. Die Mittel zum Zweck sind aber nicht der Zweck selbst, und doch werden sie leider im-

mer und immer wieder als die Endabsicht betrieben; und in der Regel ist Großes erreicht, wenn der Schüler ein sauber gestricheltes Blatt am feierlichen Tage der Tante oder der Großmama überreichen kann. Damit lernt die Jugend weder Schönheit begreifen noch die Bedeutung von Formen verstehen.

Es hat mir immer leid gethan, wackere Knaben lange Stunden versunken im mechanischen Kopiren von bedeutungslosen, oft noch schlecht lithographirten Vorbildern am Zeichnentisch sitzen zu sehen, unter Lehrern, die Nichts von Kunst und deren hoher Aufgabe als Bildnerin des Volkes verstehen, und daher in dieser Beziehung ohne Prinzipien sind. — Da ist es keineswegs immer ein günstiges Zeichen für das Talent und den Geist des Schülers, wenn er unter großen Mühen und aufgewendetem Fleiße eine glänzende Zeichnung zu Stande bringt; es ist nur ein Beweis für seine Ausdauer. Knaben von regsamem Geiste werden leicht unlustig bei der mechanischen Arbeit, während sie Gegenständen, hinter welchen sie Sinn und Bedeutung wittern, viel eher Aufmerksamkeit schenken, und dann auch Ausdauer zeigen.

Bei den Mädchen gestaltet sich dies noch übler. Während die Knaben bald zu ihren Berufsstudien übergehen müssen, und das Zeichnen, (als ziemlich überflüssig, wie es allerdings den Eltern erscheinen muß) fernerhin unterlassen wird, fesseln sich jene im unwiderstehlichen Triebe: das Schöne und die Grazien zu pflegen, um so mehr an den Zeichnentisch; — leider aber auch nur zu zwecklosen und blos auf das momentane Amüsement gerichteten Arbeiten, aus welchen selbstredend kein praktischer Nutzen und kein Erfolg für ihre Bestimmung als Leiterinnen und Wächterinnen über die Sitten des Hauses erwachsen kann. Sie zeichnen, malen und tuschen hier ein Landschäftchen, da einen Blumenstrauß; die Befähigteren sind damit nicht zufrieden und machen sich an Bildnisse und Figuren, selbst nach der Natur. Aber währenddeß holen sie ihren Bedarf an Stickereien, an Mustern dazu aus den Modeläden und lassen sich auf die Stoffe, welche sie mit eignen Händen bearbeiten wollen, vorzeichnen, und zwar von den erbärmlichsten Stümpern, die immer nur das Ungeheuerlichste der herrschenden Mode nachahmen! — Wie viel schöner würde der Wetteifer sein, die geschmackvollsten Muster erfunden, als die modernsten sich gekauft zu haben! —

Die Schüler sollen nicht blos nachahmen, nachbilden lernen was Andere erfunden haben, nicht auch hierin, wo sich ihnen doch ein großes Feld freiester Thätigkeit darbietet, den Capricen Anderer folgen, sondern sie müssen nach und nach, so weit nur Talent dazu vorhanden ist, selbstthätig zur Theilnahme an der Kunstproduction herangezogen werden. — Hat der Schüler durch zweckmäßige Exercitien sich einen Vorrath von wirklich schönen Ornamenten einverleibt und in seinem Gedächtniß, wie in der Hand aufbewahrt, so wird es ihm, und noch mehr der Schülerin, eine unerschöpfliche reizende Unterhaltung gewähren, sie kaleidoskopartig untereinander zu mischen und Formen auf Formen und Farben an Farben wie eben so viele neue Blumen aufsprießen zu lassen. Die Vorstellungsgabe ist in dieser Beziehung wenig mehr, als die Reflexion des Gesehenen und auswendig Gelernten, und ich glaube mit Ueberzeugung behaupten zu können, daß so viel Phantasie, als für unsere Zwecke immerhin in Anspruch genommen werden muß, den allermeisten Mädchen von den Grazien als Angebinde auf die Wiege gelegt worden ist.

Jedes Vorlegeblatt oder sonst jeder Gegenstand der zum Nachzeichnen bestimmt ist, muß wahre Elemente der Schönheit enthalten; und selbst die uranfänglichen, fundamentalen Linien sollten durch das Wort des Lehrers Sinn und Bedeutung erhalten. Die Horizontale z. B. zeigt sich am mächtigsten und tiefbedeutsamsten in jener Linie, welche dem Auge das blaue unendliche Meer begränzt; — eine feine, unendlich zarte Linie, ohne Abwechslung und Unterbrechung, und dennoch ergreift sie das Gemüth aufs Tiefste, schwellt die Brust mit Sehnsucht nach den dunklen Geheimnissen, welche hinter ihr verlockend liegen, mit banger Ahnung des Grauenvollen, das tief unter ihr begraben liegt. — Nie wird sie ermüdend, nie gleichgültig. — Diesen Eindruck des Großartigen, Feierlichen, Majestätischen haben die Griechen wohlverstanden in ihren herrlichen Tempelgebäuden wiedergegeben, welche überall die horizontale als die charakteristische und dominirende Linie zeigen. — Weil sie in der Natur stets als die Repräsentantin der Ruhe und hoher Einfachheit auftritt, so will sie freilich von Menschenhänden mit äußerster Sorgfalt verwendet werden; die leiseste Vernachlässigung

beleidigt das Auge, und ſie verliert allen Reiz bei ſolchen Gebäuden, an welchen ſie vielfach unterbrochen erſcheint. Wie bei allem urſprünglich Einfachen ſtets die Gefahr der Leerheit und des Oeden zur Seite liegt, ſo wird allerdings auch ein feiner gebildeter Sinn erfordert, die Horizontallinie geiſt- und lebensvoll zu brauchen.

Einem auf ſolche Weiſe aufmerkſam gemachten Schüler wird es hiernach ſchon nicht ſchwer werden, die Charakteriſtiken der Senkrechten aufzufinden. In der Natur ſehen wir ſie durch die ſtolzen Tannen, durch die ſchlanken Palmen vertreten, ſo wie in den tiefſten Schlünden aufgeriſſener Gebirgszüge und in deren Waſſerſtürzen. — Sie repräſentirt das kühn hinaufſtrebende, das ſtarke und active Element, den nothwendigen Träger der majeſtätiſch ruhenden paſſiven Horizontale. Die maas- und ſinnvolle Verwendung Beider zu Einem Kunſtwerke iſt's, was jene griechiſchen Tempel ꝛc. auf immer zu Prototypen des plaſtiſch Schönen machen wird.

Die Baukunſt des Mittelalters hat dagegen eine faſt einſeitige Vorliebe für die Senkrechte genährt, in der außerordentlich kunſtreichen Verwendung derſelben aber auch Streben, Sitte und Charakter unſerer Voreltern anſchaulich gemacht, anſchaulicher als Bücher und Worte es vermögen. Rieſengroß und fromm ſteigen dieſe ſäulenvollen geſchmückten Gotteshäuſer, wie Palmen- oder Tannenwälder himmelan, angethan mit dem Feierkleide der Kraft und der Zierlichkeit, welche Letztere ſich allerdings ebenſo durch grade aufſteigende, als durch Kreislinien und ſchlanke Bögen kund gibt. — Dieſen, ſo wie den reizenden Windungen der Spiralen und Wellenlinien unterliegt nicht minder eine Bedeutung; während die beiden vorigen mehr ernſte und mächtige Elemente in ſich tragen, ſo findet die Anmuth, die Zierde und die Freude überhaupt eben in den unerſchöpflichen Variationen der reinen Kreis- und Spirallinien ihren Ausdruck. Schon in der Natur ſind ſie gewiſſermaßen blos zum Schmuck verwendet, und die verſchwenderiſch ausgeſtreuten Formen von Blumen, Früchten, Schnecken und Muſcheln, runden Weichthieren ꝛc. ſind über Erde und Meere verbreitet, gleich einem glänzenden Prachtkleide, das nie altert und immer wieder ungekannte überraſchende Seiten dem entzückten Auge darbietet. —

Jeder Kultus und jede Kunst hat sich dieser Elemente mit Eifer bedient und damit Tempel und Hallen geschmückt, und nur etwa die Aegypter sind in der Anwendung von Bogen und Wellenlinien sparsam gewesen, daher aber auch ihre Bauten, wenn sie noch so mächtig und majestätisch wirken, doch des heiteren Reizes und des Zaubers der Anmuth entbehren.

Das Pflanzenreich beschenkt uns mit einer unerschöpflichen Fülle von schönen und charakteristischen Formen und Farben und das Studium derselben kann dem Schüler nicht dringend genug anempfohlen werden; — aber ihr lebendiges Verständniß will auch unmittelbar aus dem klaren Borne der Natur geschöpft und die holden Kinder Florens in Wald und Wiese aufgesucht und mit Liebe durchdrungen und erforscht werden bis zu dem kaum sichtbaren Saamenkörnchen, das unter dem Glase oft die wunderbarste und schönste Form zeigt. — Unter Menschen, in die Salons führe man die Jugend, um ihren Charakter zu bilden und dem Geiste Selbstständigkeit zu geben; aber um den Sinn zu adeln und das Gemüth zu bereichern, geleite man sie in die Natur; der Empfängliche wird sowohl im Schneesturm wie auf heimlicher Waldwiese ihren lebensvollen Athem fühlen und verstehen und der Seele unwillkührlich den Stempel dieses Verständnisses aufdrücken. Indessen nicht mit kalten Schneestürmen und Meeresgründen ꝛc. wollen wir uns hier befassen, nicht im kühnen Trotzen der Elemente ihren Schleier lüften, sondern vor der Hand nur mit den lieblichen Wundern unserer erreichbaren Haine und Wälder.

Nicht sowohl einzelne Pflanzenindividuen tragen einen eigenthümlichen Charakter und sind im Stande eine entsprechende Stimmung im empfänglichen Beschauer hervorzurufen, — sondern ganze Gruppen und Landschaften vermögen dies ebensosehr, und wohl in einem höheren Grade, da bei ihnen noch die Einwirkungen perspektivischer Tinten, Luftbewegung, Wolken ꝛc. zum Gepräge beitragen.

Der sonnverbrannte Rücken eines sterilen Hügels trägt eine Pflanzensippschaft, die seinem Boden und seiner Lage ganz analog ist, niedrig kriechende, graue, duftende Kräutlein, schwarze Moose und stachlichte Disteln, unter denen die genügsamen Grillen ihre melancholischen Gesangstücke einüben. Keine Bewohnerin der Wiese oder des schattigen Waldes verirrt

ſich da hinauf, und keine der traurigen Sippſchaft wagt ſich unter die ſaftigen Gebüſche des Thales, wo ſie bald überwuchert und erdrückt werden würde. Möglich und wahrſcheinlich, daß wir uns durch dieſe in Form und Farbe ausgeſprochene Kümmerlichkeit nicht gerade angenehm berührt fühlen; allein die Scenerie iſt durchaus harmoniſch, — wir ahnden bald, ſo müſſe es und nicht anders kö[illegible]ne es nach den Naturgeſetzen hier ausſehn; — und ſomit ſind wir verſöhnt und der Eindruck kann ein eben ſo voller und ſtarker ſein, als ihn eine üppige Gruppirung am Rande des raſchen Baches in anderer Weiſe gibt, etwa wie zwei verſchiedene Töne von gleicher Kraft. Im feuchten humusreichen Elemente entwickelt ſich die Vegetation in verſchwenderiſcher Fülle; unter weichen Erlen und Weiden treiben da hohe, ſcharfe Riedgräſer, ſchön gegliederte Equiſeten, welche die Palmen und Araucarien Braſiliens im Kleinen nachäffen, rieſiger Schierling und blüthenreiche Weidenröschen ihre ſtarken Blumenſchafte wetteifernd aus dem naſſen Fuß, und mit einer Profuſion von breitem Lattich, Ampfer und Rankengewächſen bilden ſie Urwälder in Miniatur, durch deren grüne Stämme kaum die flüchtigen Bewohner dieſer Regionen, Vögel, Fröſche ꝛc. durchzuſchlüpfen vermögen; — ein Elderado aber für ein Heer von blauen Libellen, Käfern und Mücken.

Anders die Wieſe. — Hier iſt der Charakter elegiſch: wie träumend ſchwanken Millionen von zarten Halmen auf dem grünen Plan, — die graziöſen ſchattengleichen Blüthenriſpen zittern von jedem Hauche bewegt, ein weiches ſchüchternes Völkchen, das nur in der Geſammtheit Bedeutung und Kraft des Ausdrucks erhält; — aber gleich glänzenden Fürſten erheben ſich über ihnen hier eine duftende Orchis, da eine leuchtende Wieſendiſtel und andere ſtrahlende Patrizier über die harmloſen Plebejer, während zu ihren Füßen Vergißmeinnicht und Veroniken ihre himmelblauen Edelſteine verſchwenderiſch ausſtreuen und die weiche ſybaritiſche Stimmung vermehren helfen.

So zeigt eine jede Orteseigenthümlichkeit einen harmoniſchen Pflanzenorganismus, vegetabile Geſellſchaften, die ſich immer wieder unter ähnlichen Umſtänden beiſammen finden und deren einzelne Mitglieder ſich nur ungern in andere Verſammlungen miſchen. Jedes einzelne Gewächs bewahrt aber ebenfalls einen eigenthümlichen Organismus,

welcher wie ein unveränderliches Geſetz durch alle Theile dringt, und bewirkt, daß z. B. eine Lilie nicht allein in der Blume, ſondern auch im Blatt und Stengel Lilie iſt, — eine Weide nie Wallnüſſe erzeugt und eine Seerose nimmermehr zwiſchen Getraide gedeihen wird.

Betrachten wir eine Staude unſeres gewöhnlichen Gartenmohns, ſo macht ſich auf den erſten Blick der Ausdruck der Weichheit und Fülle geltend; über das ganze Gewächs iſt ein bläulicher Duft wie eine ſüße Müdigkeit ausgegoſſen, unter deren Gewicht die vollen reichgefalteten Blätter ſich in ſchönen Linien biegen und winden, und nur die feurigſtrahlende Blume bricht, nachdem ſie gleich einem ſchlaftrunkenen Kinde die Augen geöffnet und die Morgenſonne gekoſtet hat, ungeduldig und üppig aus dem grünen Gefängniß der Knospe, um Zeugniß von einem erhöheten raſcheren Leben zu geben. Nun aber hängen nach geſprengtem Kelche die glänzenden Blumenblätter wie ein übel verpacktes reiches Gewand ſchlaff und unordentlich; — noch eine kleine Weile, ſo lange etwa der junge Schmetterling Zeit zum Glätten ſeiner Livree braucht, — und die Toilette iſt glorreich beendigt, und große Kur und Viſite von Käfern, Bienen und anderen Kurmachern. Aber ſchade — ſchon nach einem oder zweien Tagen hat das Feuer ausgelodert und anſtatt der ſchönen Blume erhebt ſich ein Aſchenkrug, der eine Fülle von Schlafkörnern in ſich ſchließt und reift. — Darum iſt die Mohnpflanze auch zu allen Zeiten ein treffendes Symbol des Schlafes und des Traumes geweſen und wurde ſelbſt dem Bilde des Todes als Attribut beigegeben.

Einen entſchiedenen Gegenſatz bietet das wilde Geſchlecht der Diſteln, das als ein gehaßtes und gefürchtetes Unkraut überall mit Tod und Verderben bedroht iſt, obgleich ſie verzweifelte Cyniker ſind und auch mit dem trockenſten Boden vorlieb nehmen. Darum aber ſind ſie auch bewehrt wie keine andere einheimiſche Pflanze und bis zu den Zähnen feindlich bewaffnet, ſo daß niemand als ein Eſel es wagt ſie anzugreifen. Sie ſind die ächten Strauchritter der Felder und wegelagern überall, hinter jedem Schutthaufen, ſtets zu Trotz und Wunden aufgelegt; aber friſche kecke Geſellen, die ihre Abſichten nicht diebiſcherweiſe verheimlichen, wie etwa die tückiſche Brennneſſel, ſondern offen

und ehrlich proklamiren. Die Fülle von plaſtiſchen Formen und mächtigen krauſen Blättern, die ſich wie durch ſtete innere Kraft vermittelſt ſtarker Mittelnerven zuſammenzuziehen ſcheinen, die großen oft prachtvollen Blüthenköpfe, die nicht wie beim Mohn locker und jedem Lufthauch zur Beute werden, ſondern wie die ganze Pflanze gedrängt, feſt und über und über von Spießen und ſcharfen Nadeln umgeben ſind, bieten ein anſchauliches Bild des übermüthigen lebensvollen Trotzes, und zugleich des durchgebildetſten Organismus, der klar, kernig und verſtändlich vor Augen liegt und keine unentſchiedene Deutung des Ausdruckes zuläßt; dazu kommt plaſtiſche Brauchbarkeit und Schönheit, und in der That läßt ſich die Pflanze zu Ornamenten verarbeiten, wie wenig Andre.

In heiterer, kräftiger Bewegung ſteigt bedeutungsvoll die edle Rebe den Berg hinan, graziös in Ranken und Blättern und ſtark im knorrigen Stock; — verlangend ſtreckt ſie ihre elaſtiſchen Arme weit hinaus und klammert ſich feſt, um nur immer wandern und Kühle, Erquickung und lieblichen Schmuck verbreiten zu können, während aus den vollen ſüßen Trauben Geiſt und Kraft mit hundert leuchtenden Augen blitzen.

Adel und Schönheit ſind unzweifelhaft der Rebe in hohem Grade eigenthümlich, und doch anderſeits wieder gibt ſie ein Bild der traulichen Gemüthlichkeit, wenn ſie an den Giebeldächern beſcheidener Hütten hinaufrankt.

Wie behaglich, faullenzend liegt dagegen die Gurke auf dem fetten Boden ausgebreitet, zwar kriechend, aber um möglichſt vielen Platz buhlend und um dieſen mit jeder Nachbarpflanze zankend. — Ein wohlhäbiger Philiſter in ſeiner feigen Ruhe!

So ſind wir immerhin im Stande, ſelbſt in Ornamenten, wenn wir ſie wohlverſtanden der Natur entnehmen, gewiſſe ausgeprägte Charaktere und feine geiſtige Beziehungen zu geben, die dann als ſymboliſche Zeichen entſprechende Gedanken anregen ſollen.

Wird der Organismus bei Darſtellung von Arabesken und Ornamenten mißverſtanden oder übergangen, ſo kann das Dargeſtellte ſchwerlich ſchön oder lebensfähig werden; die Phantaſie wird unter dieſen

Umſtänden nur Abnormitäten, Ungeheuerlichkeiten und Lächerliches gebären. — Es iſt naturgeſetzlich, daß Schilfblätter nicht auf hohen Tannen wachſen; und pfropft der Maler Eichenäſte auf ſchwanke Winden, ſo begeht er ebenfalls ein Verbrechen gegen den Organismus; auch wir würden ſeltſam überraſcht ſein, wenn wir plötzlich an einer ſchlanken, zarten Lilie ſo harte und ſchwerbewaffnete Blüthen fänden, wie wir ſie bei den Diſteln geſehen haben. Ein aufmerkſamer Beobachter der Natur wird ſelbſt aus einem einzelnen Blatte ziemlich richtig auf den allgemeinen Habitus der Pflanze ſchließen. Dies entſpringt aus einem natürlichen Gefühle für Ordnung und Geſetz, in der Natur ſowohl als auch in den Werken der Menſchen, in ſeinen Inſtitutionen wie in ſeinen Kunſterzeugniſſen; — wo Geſetz und Ordnung fehlen, da ſtellt ſich Auflöſung oder Thorheit ein, und iſt jedenfalls die Schönheit abweſend.

Wir ſchaffen allerdings durch unſere Phantaſie Gebilde, welche nicht überall vollkommen obigen Geſetzen zu entſprechen ſcheinen; wir formen Blätter und Blumen nach unſerem Gutdünken um, und laſſen wohl gar verſchiedene Blüthen an demſelben Stengel luſtig aufwachſen; wir zwingen natürliche Pflanzenformen zu verſteinern, und, unter die Herrſchaft geometriſcher Geſetze geſtellt, Theile eines Gebäudes zu werden; wir laſſen ſelbſt Thieren aus dem Leibe eine üppige Vegetation entſprießen und ähnliches. Allein ſelbſt die abenteuerlichſten Erfindungen der Phantaſie müſſen gewiſſen Geſetzen organiſcher Entwickelung unterworfen ſein, wenn ſie nicht völlig ins Leere und Thörichte ausarten ſollen. Wie wir es hier ſelten — oder eigentlich niemals — mit der realen Wirklichkeit zu thun haben, ſondern nur mit deren anmuthigem Spiegelbilde, dem Schein, ſo wollen wir auch nur den *Schein* der Geſetzlichkeit retten, dieſen aber unnachſichtlich feſtgehalten wiſſen.

Wenn uns dieſe Blüthen zu jenen Stengeln zu paſſen *ſcheinen*, wenn es uns nicht befremdet, daß ſie aneinander wachſen und gedeihen, ſo iſt meiſtentheils unſer geſetzliches Schönheitsgefühl nicht verletzt. Wir flechten allerhand Ranken in ſchönen Linien ineinander, ſie ſind ja geſchmeidig und fügen ſich willig unſerer Hand; — wir zwängen und verflechten ſelbſt die knorrigen Wurzeln und Aeſte der Eiche, allein ganz gewiß nicht mehr, als es zu äußerſt ihre Härte

zuläßt; ſehen wir ſie ja am Baum ſelber die bizarrſten Bewegungen machen. Die Stengel einer weißen Lilie, einer Stockroſe, einer Narciſſe verflechten und ſpiralförmig winden zu wollen, dürfte übel ausfallen, ſie würden zerbrechen; ihre Eigenthümlichkeit iſt eben der ſtraffe ſteife Stengel, mit deſſen gewaltſamer Beugung der Organismus gekränkt wird.

Die Verwendung und Verarbeitung der Pflanzenformen wird und muß natürlich in jedem Material eine andere ſein, eine andere Auffaſſung erfordern, welche ebenſowohl auch von der Localität abhängt, wo ſie angewendet werden ſollen. Die betreffenden Ornamente werden in Holz durch die Schnitzeiſen ganz anders, als es mit aller Farbenpracht vermittelſt des zarten Pinſels geſchehen kann, dargeſtellt werden, und in Stein, Stuck, in Eiſenguß, Eiſengeſchmiede, in Stickereien ꝛc. wird das Material einen ſehr alterirten Vortrag, eine ganz andere Behandlung der Natur bedingen. Was in Stein ausgeführt iſt, das muß etwa ſo ausſehen, als wäre es aus dem Stein erwachſen, und nicht, als wäre es nur eben darauf geleimt, wie es eine Holzſchnittarbeit ſchon eher erträgt. Die Stickerei ſoll nicht etwa Holzſchnitzerei oder ſchattirte Malerei nachahmen wollen, ſondern ſie muß ihrer Natur nach mit bloßen Farben und Linien wirken; — und da ferner Metalle weniger zerbrechlich ſind, als Stein und Holz, ſo iſt es ganz natürlich und organiſch begründet, daß durch ſie die Ornamente weit zierlicher und feiner gearbeitet werden.

Auf dem ſchrankenloſen Gebiete der Phantaſie andere, beſtimmtere Regeln vorſchreiben zu wollen, dürfte ſchwer oder unmöglich ſein, und die einzige Richtſchnur und der nie verſagende Maaßſtab iſt immer und immer wieder: der geſunde Sinn für Schönheit und die aufmerkſame Betrachtung der Natur!

Da ich hier weniger ein komplettes Syſtem des Zeichnen-Unterrichtes, als vielmehr nur meine Anſichten im Allgemeinen davon und im ſpeciellen Bezug auf meinen Unterricht, meinen Freunden deutlich zu machen beabſichtige, ſo glaube ich nicht weiter auf andere und ſpecielle Elemente eingehen zu müſſen; zumal dieſe erſt beim Zeichnen ſelbſt ihre praktiſche Anwendung und Auslegung finden müſſen.

Die Kunſtproduction unſerer Zeit ſcheint ſich zum großen Theil auf die Verſchönerung und ornamentale Ausſtattung aller räumlichen Verhältniſſe je mehr und mehr zu übertragen und ſie wohlthätig zu durchdringen. Bei dem anerkannten Mangel eines Styles, im Großen wie im Kleinen, in welchem die Zeit ihren eigenthümlichen Ausdruck fände, ergreift und benutzt man wechſelweiſe die Ornamentik jedes Jahrhunderts und jeder Nation; bald Gothik, bald Renaiſſance, bald Mauriſch und dann wieder Byzantiniſch, nicht minder Griechiſch, Rokoko, Quinquecento, Romaniſch und Hetruriſch, haben in wunderlicher Reihenfolge unſere Häuſer, unſere Garderoben, wie unſere Töpfe und Leuchter verziert; in jeder Art iſt Treffliches geliefert worden, jede hat aber, da ſie ebenfalls nicht im Bedürfniſſe begründet war, bald einer andern Platz machen müſſen, und der übermüdete, gelangweilte Geſchmack iſt oft ſchon zufrieden geſtellt, wenn ihm nur das Neue, Ueberraſchende oder Avarte (der mißverſtandene Uebergang in eine neue Mode) als Neuigkeit vorgeführt wird.

Bei ſolchem unſicheren Umhertappen nach Geſchmack und Schönheit in der Ornamentik muß es nachgerade ein Bedürfniß werden, auf vernünftige Grundſätze zu kommen, die, wenn auch nicht die Erfindung eines *neuen* Styles in Anſpruch nehmen, doch die Zulaſſung eines *ſchlechten* und des ſchlechten Geſchmackes überhaupt verhindern ſollen. Ein ſolches Streben dürfte immerhin Werth genug haben, um die Aufgabe eines Lebens zu bilden, und ſo viel in meinen beſcheidenen Kräften ſteht, werde ich immer bemüht ſein, jene Grundſätze zur Geltung und Annahme zu bringen.

Um keinem Mißverſtändniſſe Raum zu geben, will ich noch nachträglich bemerken, daß ich weit davon entfernt bin, die Uebungen im Landſchaftzeichnen, im Malen von Köpfen und Figuren ꝛc. für unnütze oder müßige zu halten. Wer dazu unabweisliche Neigung und die Zeit hat, möge ſie immerhin treiben; ſie können bei einiger Perfection großes und nie erlahmendes Vergnügen gewähren, ſo wie ſie bei wirklicher künſtleriſcher Ausbildung anerkanntermaßen auch ihren praktiſchen Werth für

die Gesittung und Civilisation haben. Um jedoch den Geschmack, die Empfänglichkeit für schöne Formen überhaupt zu bilden, — und dies ist's, was Noth thut — muß ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als der, welcher zu jenen Uebungen führt.

Druck von C. Adelmann in Frankfurt am Main.